



Katharina Springer
Georg Lexer

INNEGEN

Leben und Tod im
katholischen Widerstand

Mohorjeva
Hermagoras

Katharina Springer / Georg Lexer

INNEGEN

Leben und Tod im
katholischen Widerstand

Katharina Springer / Georg Lexer

INNEGEN. Leben und Tod im katholischen Widerstand

Lektorat: Wolbert Ebner

Fotos: privat

Covergestaltung: ilab.at

Titelbild von Brandy Brandstätter: „Abwehr als Pflanzenschutz“

© 2023 Hermagoras Verlag/Mohorjeva založba, Klagenfurt/Celovec –
Ljubljana/Laibach – Wien/Dunaj

Gesamtherstellung: Hermagoras Verein / Mohorjeva družba,
Klagenfurt/Celovec

ISBN 978-3-7086-1285-0

Widmung

*Ich möchte das Buch meiner Frau Andrea, meinen
Kindern Georg und Gina, meinen Schwestern Beatrix
und Renata (†) sowie allen Kindern und Kindeskindern
widmen.*

Vorwort von Dr. Georg Lexer

„Zu manchen Zeiten ist Glück oft das, was man gar nicht dafür hält.

Vieles kann man erst später ordnen und beurteilen.“

(Dr. Georg Lexer; 1922–2011)

Es war ein Wintertag im Lesachtal, wie viele davor, der mein Leben veränderte. Ein friedlicher Tag ohne Schneemassen und Unwetter. Die Menschen in dem Hochtal waren nicht abgeschnitten von der Welt, wie so oft. Man freute sich auf die Faschingszeit an diesem diesigen, freundlichen Nachmittag im Februar, an dem die Schneeschmelze einsetzte. An jenem Donnerstag wäre ich fast gestorben und sah mir die Welt meiner Vorfahren von oben an. Ohne Übertreibung ist das die reine Wahrheit.

Am 21. 2. 2019 stürzte ich mit meinem Wagen 150 Meter in die Tiefe. Ich wurde nach diesem spektakulären Absturz von TV und Printmedien interviewt, weil es so außergewöhnlich war, dass ein Mensch so etwas überhaupt unbeschadet überleben konnte.

Hinter einer Autowerkstatt in St. Lorenzen geht es direkt und beinahe senkrecht 150 Meter den Hang hinab bis hinunter zum Gailfluss. Ein Moment der Unachtsamkeit beim Retourfahren und ich verlor den Halt. Das Fahrzeug überschlug sich zuerst einige Male seitlich, wickelte sich um die wenigen Bäumen in der Böschung wie durch ein Wunder aus, kippte

erneut und überschlug sich dann noch mehrfach der Länge nach. Es blieb schließlich mit dem Heck in einem etwa einen Meter hohen Schneefeld neben dem Fluss stecken, mit voller Wucht tief eingerammt in den Boden. Die Airbags lösten schon auf den ersten Metern aus und hingen wie Plastiksäcke einmal ober und dann wieder unter mir. Bei dem gesamten Absturz war ich bei vollem Bewusstsein, hielt mich mit aller Kraft mit einer Hand am Lenkrad und mit der anderen an der Handbremse fest. Zudem verkeilte ich einen Fuß zwischen der Bremse und der Kupplung. Den Kopf presste ich mit Gewalt gegen die Kopfstütze, hatte ich doch schon so viele Unfälle mit Querschnittlähmungen gesehen. Ich musste meinen Kopf schützen! Ich war voll da und erlebte nicht, dass mein Leben einem Film gleich an mir vorbeiraste, wie das so oft beschrieben wird. Sekunden vergingen, vielleicht Minuten, bis das Donnern und Drehen aufhörte, das Geräusch des Krachens von Steinen und vom Knicken der Äste abbrach. Es war still in mir, wie früher im Operationsaal, wo ich immer ruhiger wurde, je stressiger eine Situation sich entwickelte. Schon als Kind zog ich mich zurück, wenn es hektisch um mich wurde. Das war es oft in einer Familie mit fünf Kindern, die später, wie der Vater, alle Ärzte wurden.

So saß ich also in dem Vakuum meiner Flugkapsel. Mit einem gewaltigen Knatschen und Krachen des Metalls kippte der Wagen ein letztes Mal in Richtung der Fahrerseite. Mir fehlte die Orientierung. Die Augen öffnend, sah ich vor mir nur das Weiß des geborstenen Glases, das noch nicht gebrochen war. Vorsichtig rüttelte ich am Lenkrad, um mich zu vergewissern, dass ich wirklich nicht mehr weiter abstürzen konnte. Das Fahrzeug schien stabil, also löste ich die Hand vom Lenkrad und versuchte zur Beifahrerseite zu klettern. Mit viel Kraft hob ich die Beifahrertüre an und konnte aus dem Fahrzeug gleiten. Draußen sah ich erst, wie tief das

Wrack in der Erde steckte und dass es die Rückbank quasi nicht mehr gab, weil sich das Metall zusammengestaucht hatte, auch die Front des Geländewagens war nicht mehr vorhanden. Einzig die Fahrerkabine blieb intakt.

Ich hörte einen Arbeiter der Autowerkstatt und dessen großen Schäferhund eilig auf mich zulaufen. Beide waren die steile Böschung hinab gerutscht und erreichten atemlos den Wagen. Ich rief ihnen zu, dass ich unversehrt war, und spürte ein leichtes Drücken in meinem Schuh. Hier war wohl doch etwas passiert, aber wenigstens stand ich aufrecht und aus eigener Kraft vor dem Wrack. Sofort rief ich meine Frau, meinen Sohn und meine Tochter an, dass ich unverletzt wäre.

Dann spielten sich Szenen ab, die ich nur aus Actionfilmen kannte: Der Pilot lenkte den gelben Helikopter wie eine Libelle über das Wasser, die umliegenden Bäume nicht berührend, aber haarscharf daran vorbei, näherte er sich sehr vorsichtig. Das Dröhnen war betäubend, die Rotoren drehten in der engen Schlucht. Ich hob die Hände schützend vors Gesicht und versteckte mich mit Abstand hinter dem Autowrack, immer noch unsicher, ob es nicht doch noch auf mich kippen könnte. Der Pilot landete im Flusskies, ein Notarzt sprang heraus. Strahlend klopfte er mir auf die Schulter und meinte, dass er froh sei, dass ich ihm keine Arbeit mache und dass er einmal bei mir im Turnus war. Worte, die in dem Moment ungehört an mir vorüberzogen. Ich wurde also in den Helikopter gesetzt, völlig unverletzt. Mir war nicht einmal schwindelig, nur mein Herz raste. Das spürte ich, trotz der Druckwelle des Rotors. Es schlug noch. Ich lebte noch.

Wir hoben senkrecht nach oben aus der dunklen Schlucht ab. Je höher wir stiegen, desto heller wurde es. Die Sonne gleißte im Schnee, als der Helikopter nach vorne flog und eine Runde kreiste. Die Strecke führte uns über die Heimat meiner Vorfahren: über das Haus meines Großvaters, über

das meines Onkels und über das Dorf, das ich mit vielen schönen Erinnerungen mit meinem Vater verbinde. Mitten im fortwährenden Piepsen des Cockpits und dem lauten Brummen des Motors wurde ich erneut still.

Ich blickte auf die alten Bauernhöfe aus Holz, auf die schmale Straße, welche in Serpentina zu den Gehöften führt, und mir wurde bewusst, dass ich die Geschichten deren Bewohner noch nicht erzählt hatte, dass sie für immer verloren gehen würden. Ich stand unter Schock, aber ich war klar wie selten in meinem Leben. In diesem Moment erkannte ich zwischen Himmel und Erde schwebend, dass es Zeit war, die Geschichten meines Großvaters und Vaters zu erzählen, solange ich das noch konnte.

Hoch über den vertrauten Bergen war ich bei mir angekommen und fasste den Entschluss, endlich über meine Wurzeln zu berichten, sie zu würdigen und daraus zu lernen. Von diesen besonderen Menschen, von Vorbildern für die Begriffe Kraft, Willen, Glauben und Ehre. Es wurde Zeit, mit Hilfe meiner Familie in mich zu gehen oder, wie man hier sagt, zum „Innegen“.

„Die Reise nach innen ist unendlich,
die Reise nach außen endlich.“
(Dr. Georg Lexer, Autor)

Der weichende Sohn

(Stabenthein im Lesachtal, 1905)

Sie stapfen durch den Graben, den sie in die Schneeweichten geschlagen haben, in Richtung Dorf. Der Schnee liegt über eineinhalb Meter hoch auf der Sonnseite des Tales. Sie sind viele. Die Köpfe der Älteren bewegen sich oberhalb der Schneelinie gleichmäßig nach oben und verschwinden immer wieder kurz ganz im Weiß. Sie tragen Mützen aus Wolle, Hüte aus Loden oder fest um den Kopf gebundene Wollschals. Die Jüngeren bewegen sich schweigend durch den Schneetunnel, setzen ihre Tritte konzentriert und wägen ab, ob sich die Fußstapfen des älteren Bruders oder der großen Schwester besser eignen, um das Tempo zu halten oder ob sie ihren eigenen Rhythmus finden wollen. Die Kirchenglocken läuten hallend, es ist nicht mehr weit. Die vertrauten Häuser tauchen vor ihnen auf, eng aneinandergeschmiegt in der sonnigen Seite des Tals. Viele Fenster sind vereist. Manche, vom Dunst der Rauchkucheln beschlagen, verheißen schon ein Mahl nach dem Kirchgang. Ob das reichlicher ist als ihr eigenes vermögen sie nicht zu sagen. Der Duft von getrockneten Birnen und Schmalz kriecht in die Nasen der Kirchgänger aus Stabenthein, als sie das Dorf betreten. Im

Wirtshaus neben der Kirche klappern Teller und Gläser, Pfeifentabakduft vermischt sich mit dem Geruch von geräuchertem Fleisch.

Vorboten der Weihnachtszeit, denkt Georg beiläufig, dann konzentriert er sich auf seine Füße, denn die geschnürten Schuhe drücken fortwährend vorne an den Zehen. Es sind die alten Lederstiefel seines ältesten Bruders, die davor schon zwei weitere ältere Brüder trugen. Er kann sich an kein Kleidungsstück erinnern, das nicht geflickt und gebraucht schließlich an ihn übergeben wurde.

Die Kinder grüßen nach rechts und nicken nach links. Die Burschen lauter als die Mädchen, die scheu nach unten auf den Boden blicken, während sie über die Stufen die Kirche betreten. Weihrauch vernebelt den Blick auf den Altar, der mit Fichten- und Wacholderästen geschmückt ist. Noch ist es nicht Advent, noch bleibt das Warten auf die schöne Zeit. Der Vater deutet den Kindern mit einem kurzen Wink an, dass sie in der gewohnten Bankreihe Platz nehmen sollen. Er selbst bleibt hinter der letzten Bankreihe stehen, nimmt den Hut an der breiten Krempe in die Hand, verschränkt diese in die andere und hält so den Hut schützend vor seinem Bauch.

Der Atem malt Rauchwolken in die kalte Kirche. Leises Gemurmel der Alten vermengt sich mit jungen, flüsternden Stimmen. Die Bänke sind von den Generationen der Familien vor ihnen durchgesessen, sie sind selten warm. Die Schulkollegen der Jüngeren ministrieren, ein verschmitztes Lächeln huscht einem Ministranten über das sonst so feierliche Gesicht. Der Priester betritt den Altarraum. Sein Talar schleift geräuschvoll über den ausgetretenen Marmorboden. Das ist das Zeichen für alle zu schweigen und sich zu erheben.

Josef sitzt direkt unter dem bunten Glasfenster. Der Älteste steht im Jahr 1905 kurz vor seiner Hochzeit, er wird



Familie Josef Lexer in Stabenthein im Jahre 1898

eines Tages den Hof erben, als Einziger ist er bereits volljährig. Georgs um zwei Jahre älterer Bruder heißt Anton. Ein Jahr später kommt Andreas auf die Welt. Wie seine drei Brüder vor ihm, wird auch Georg in der Stube von der Hebamme entbunden. Das geschieht an einem sehr kalten Novembertag im Jahr 1888. In den folgenden acht Jahren liegt die Mutter mit weiteren vier Kindern im Wochenbett. Mit Anna kommt das erste Mädchen in die Familie. Karolina, Johann und Theresa sind zwar noch klein, aber nicht zu jung, um jeden Sonntag mit in die Kirche zu gehen. Es gibt nur wenige Ausnahmen, die die Talbewohner von dieser Pflicht entbinden. Sie sitzen nach Geschlecht und Alter so beieinander, wie sie sich auch im Haus täglich am Tisch efinden. Sie sind viele und immer nah beisammen in den

Zimmern. Sie teilen sich die Strohlager, sie teilen das Badewasser an Samstagen, sie teilen Kleidung und Nahrung, weil die Mutter sie stets dazu ermahnt. Trotz dieser Nähe fehlt es oft an Wärme in diesem Haus, das so in den schrägen Hang hineingebaut wurde, als müsse es sich dort festhalten. Die Rundhölzer sind abgewittert von der Sonne, und die Lärchenschindel ächzen unter der Last des Schnees. Dabei ist der Vater froh über dieses Heim, denn er musste erleben, wie sein Elternhaus, in einer nahen Schlucht am Wasser gebaut, vom Schmelzwasser fortgerissen wurde. Die Müllner waren obdachlos und ihrer Lebensgrundlage beraubt. Er musste sich neu orientieren, musste vom Handwerker zum Bauern werden, ohne die dazugehörigen großen Gründe und das Vorwissen vieler Generationen.

Der Respekt vor den Eltern gehört zum Alltag, nicht nur in Georgs Elternhaus werden Vater und Mutter per Sie angesprochen. Dem Vater gegenüber sind alle im Dorf respektvoll, er hat einen so tiefschwarzen dichten Vollbart und dichtes Haar, dass er stets streng wirkt. Seine Augen liegen tief in dunklen Höhlen. Sowohl er als auch die Mutter sind von kleiner, gedrungenen Statur und ihre Haut ist im Sommer von der Sonne gebräunt. Trotz der harten Gesichtszüge sind sie nicht streng oder grausam, wie bei manchem Nachbarn. An vielen Tagen ist Georg glücklich und frei wie ein Vogel. Er baut im Wald Verstecke mit den Brüdern, spielt Verstecken mit den Schwestern, raucht zum Spaß und kugelt im Frühjahr über die Krokusse im Steilhang. Er klettert in die Bäume und steht oft im eiskalten Bach, um die Fische zu beobachten. Seine frühe Jugend spielt sich draußen ab, seine Knie sind zerschunden vom Hinfallen und Wiederaufstehen, sein ganzer Körper drahtig und flink. Georgs Winter findet zwischen Haus und Stall statt, als er noch sehr klein ist. Während der wenigen Stunden Tageslicht sind die Kin-

der rund um den Hof unterwegs. Immer ist es laut bei den Burschen, immer lustig und körperlich. Sie pinkeln und spucken zusammen, sie hüpfen von der obersten Tram ins Heu, sie jagen die Hühner und zündeln heimlich. Was dem einen nicht einfällt, weiß der andere anzustellen. An den Abenden spielen sie in der großen Küche, am Boden hockend, mit selbstgeschnitzten Holztieren und Figuren. Die Mutter spinnt oder strickt daneben, das Toben und Schreien oder Neckeln der Schwestern unterbindet sie. Georg ist seine gesamte Kindheit nie alleine, er ist stets in Gesellschaft, immer in engem Kontakt mit seinen Schwestern und Brüdern. Als ein eigenes Individuum versteht er sich kaum, selbst in der Schule sitzen die Buben beisammen, werden auch oft verwechselt. Sie halten zusammen, und dennoch werden sie sich bald voneinander lösen müssen. Die älteren Söhne sind nun in ein Alter gekommen, in dem sie sich entscheiden müssen, ob sie als Knechte ihres ältesten Bruders am Hof bleiben oder in die Welt hinausziehen. Sie verlassen bald der Reihe nach den Schoß der Familie. Wohlbekanntes hinter sich lassend, lockt nun, was hinter den Bergen ist.

Georg ist sich bewusst, dass er nicht mehr lange am großen Holztisch mit den anderen aus einer Pfanne sein Mus schöpfen wird, sondern fortgehen wird wie Anton, vielleicht als Holzknecht. Sein Bruder ist ein kräftiger Mann, der bald zu den Italienern hinübergehen würde. Dabei wäre er ein paar Jahre zuvor fast gestorben, schwach und rachitisch. Die Mutter versuchte ihn mit Preiselbeerkompott und Kräutern aufzupäppeln. Er sah wie ein Herbstkätzchen aus, dem man schlechte Überlebenschancen einräumt. Keiner wundert sich, wenn so ein Kätzchen nicht mehr da ist, denn das ist der Lauf der Natur. Der Stärkere kommt weiter, der Schwache muss gehen. So ist das an einem Ort, der nichts einfach so verschenkt. Jeder Bewohner muss kräftig bleiben und sei-

nen Teil beitragen in einem Tal, in dem man jeden Tag die steilsten Wege bewältigen muss, um sein Vieh auf die Weide zu bringen. Sogar die höchstgelegenen Wiesen auf den Almen werden im beinahe senkrecht verlaufenden Steilgelände gemäht. Das Heu wird zuerst auf Hieflern getrocknet und dann in Schobern verwahrt. Von dort wird es im Winter mit Schlitten ins Tal gebracht. Nicht wenige Lesachtaler sterben bei dieser gefährlichen Arbeit.

Jeder Mensch hat seine Aufgabe und jedes Tier ist kostbar, wenn es mit so wenig überlebt. Im Winter wird oft nicht mehr mit Heu und Stroh gefüttert, sondern nur mehr mit Blättern der Buchen und Eschen. Ein Pferd ist ein großer Schatz für die harte Arbeit, doch nicht alle können es auch füttern. Jedes Schwein ist eine Versicherung, den Winter zu überleben, jedes Schaf gibt Wolle und damit Wärme. Jedes Korn wird im Herbst bei der Ernte aufgehoben, jeder Halm verwendet. Georg kann kaum laufen, als er für diese Arbeit eingeteilt wird. Ab dem Moment wird er vom Vater wahrgenommen, davor ist er ein kleines Kind, in jener harten Welt kaum beachtenswert. Es muss gewickelt und gewaschen werden, hängt an der Mutterbrust und hält sie von der Arbeit im Haus ab.

Georg kennt nichts anderes, er kennt keine Verschwendung. Nichts darf vergeudet werden, alles wird verzehrt, verwendet und geschätzt. Die Kindheit von Georg bleibt nicht ohne Missernten und Trockenzeiten. Das wenige Getreide muss gut eingeteilt werden, oft haben die Kinder Hunger, ihr Löffel fährt nach wenigen Bissen aus der großen Schüssel in der Mitte des Tisches ins Leere. Dann werden die Löffel in der Schürze abgewischt und wieder unter der Tischplatte unter ein festes Lederband gesteckt. Die Mutter sieht den Kindern an, dass sie nicht satt sind, sie selbst verzichtet dann oft auf ihr Mahl, kostet nur beim Kochen. Meist reicht es,

um satt zu werden. Brei und Einbrennsuppen, dazu Wurzelgemüse aus dem eingezäunten kleinen Garten, verpflegen die Großfamilie. Im Sommer helfen gesammelte Pilze und Beeren, dem eintönigen Speiseplan mehr Geschmack und Süße zu geben. Vieles wird eingekocht und in Gläsern in der Kammer verwahrt. Das Brot liegt dort in Tüchern, damit es nicht schimmelt. Manchmal schneidet die Mutter die Scheiben dicker, manchmal aber auch so dünn, dass man fast hindurchsehen kann. Hafer, Weizen und Roggen wachsen gut, doch die harten Winter und Lawinen bringen viel Geröll auf die Ackerböden, die mühsam von den Steinen befreit werden müssen. Eine harte Arbeit, doch die Demut der Eltern vor dem Herrn ist groß, und kaum je kommt ein Wort der Klage über ihre Armut, die sie nicht selbst verschuldet haben.

Die Mutter steigt nach der Geburt der Jüngsten nicht mehr alle Sonntage entlang des Bachbetts und dann wieder hinauf bis in die Kirche nach Liesing, aber als Anton als Jugendlicher so schwach ist, dass er sterben könnte, marschiert sie wieder jeden Tag hinauf nach Liesing. Sie stiftet viele Kerzen in der Kirche und pilgert schließlich mit dem kränkelnden Jungen auf dem Wagen des Nachbarn zur Muttergottes nach Maria Luggau. Der Vater lenkt das Fuhrwerk und spricht auf dem Weg noch weniger als sonst, er treibt nur beständig das Pferd an. Am Platz unter der imposanten Wallfahrtskirche bleibt er stehen und hilft seiner Frau mit dem kranken Anton, der sich kaum auf den Beinen halten kann. Die anderen drei Buben schiebt er mit seinen großen, abgearbeiteten Händen vor sich her, den langen Kirchenraum entlang in Richtung des vergoldeten Altars in der Basilika. Für Georg ist es eine bleibende Erinnerung: Der schwarze Altar mit den goldenen Engeln und der Muttergottes, die von einem samtenen Mantel ganz umhüllt wird. Sie trägt einen halb-

nackten mageren Jesus halb in diesen Mantel geborgen. So ist sie einst der Bauerntochter Helena erschienen, erklärt der Vater brummend. Die Mutter hat sich derweil mit dem bleichen Patienten in den zugigen Durchgang zum Kloster gesetzt, der von vielen Motivbildern geziert an die Bitten der Pilger und kleinen Wunder erinnert. Sie hält Anton fest in Decken und in ein Schaffell gewickelt. Fortwährend murmelt sie leise vor sich hin. Der Rosenkranz zwischen ihren Fingern wippt bei ihren wiegenden Bewegungen sanft nach vorne und wieder zurück.

Georg möchte nicht, dass Anton stirbt und dann im Winter auf dem Dachboden liegt. Das ist mit dem alten Mann im Nachbarort geschehen, der im tiefen Winter starb und dessen Leichnam auf dem zugigen Dachboden oberhalb der Stube lag. Die Knechte haben ihn auf einer Bahre hinaufgezogen, wo er unter einem Leintuch liegenblieb, bis der Schnee so weit verschwunden war und der Boden auftaute, sodass man wieder eine Grube im Friedhof graben konnte. Der alte Bauer war tiefgefroren über die Weihnachtsfeiertage zwei Etagen über der noch lebenden Familie abgelegt worden. Die Familie besuchte ihn, räucherte und zündete Kerzen neben ihm an. Eigentlich war er gar nicht weg. Vielleicht würde Anton auch nicht weg sein? Aber er würde nicht mehr lachen und nie mehr mit ihm die steilen Wände hinunter zum Gailfluss stolpern, um dort Frösche zu fangen.

„Muata, ich bitte Sie. Anton isch mei liabschter Bruder, ihm derf nix g'schehen“, fleht er die Mutter an. „Gott wird fir ihn sorgen, die gütige Muttergottes halt ihn warm in der Nacht“, beruhigt sie Georg auf dem Fuhrwerk auf der Heimfahrt.

Wie der Besuch in Maria Luggau dem Bruder hilft, weiß Georg nicht mehr. Anton hat es nach Wochen auf der Bettbank neben dem Ofen liegend und lümmelnd geschafft, ge-

sund zu werden und muss danach noch viel in der Sonne sitzen bleiben. Die Mutter gibt ihm allerlei Frauenarbeiten auf, wie das Flachskämmen auf der Bank vor dem Haus. Das verzagt ihn für eine Weile, bis er wieder mit Georg und den anderen rund um den gekalkten Stall und die große Holzscheune laufen kann. Wie dankbar die Mutter ist, beweist sie im Frühjahr darauf, als Anton einen kräftigen Wachstumsschub hat und fast um einen Kopf größer ist als Georg. Sie pilgert nur mit Anton allein rund 100 Kilometer weit bis zum Luschariberg. Sie bedankt sich, dass keines ihrer Kinder gestorben ist, dass sie alle aufgekommen sind. So viele Kleinkinder liegen auf dem Friedhof, oft nur noch notgetauft oder schon tot entbunden. Als die Mutter die dreiwöchige Reise antritt, sind Georg und seine Geschwister das erste Mal ohne die Mutter im Haus. Es ist seltsam kalt darin, obwohl es Frühling ist. Ihm fehlen die Gerüche und die Liedchen, die sie ganz leise beim Waschen summt. Nach ihrer Heimkehr drückt er sie fest an sich: „Muata, Sie sind wieder da. Dank dir, Herrgott.“ Der Vater verzieht über so viel Zuneigung die Mundwinkel nach unten. „Ist schon guat. Zerdrück sie nicht.“

Erst wenige Wochen vor dem Kirchgang hat die Mutter die alten Stiefel des Bruders vom Getreidespeicher aus einer großen Truhe geholt, gesäubert und mit Speckschwarten eingerieben. Bis Oktober gehen alle am Hof ohne Schuhwerk. Sie marschieren bloßfüßig über die Felder, über die vom Tau und später von Raureif bedeckten Wiesen bis hinauf auf die Almen oder bis in die Schule. Nur im Wald bei der Holzarbeit brauchen die Burschen die Goiserer. In diesem Herbst und Winter ist Georg oft mit dem Vater und den Brüdern im Berg unterwegs. Frühmorgens, nach dem Füttern der Kühe und dem Ausmisten, machen sie sich auf den Weg, um den Tag zu nützen. Ist der Weg dorthin weit, dürfen sie auf dem

Fuhrwerk sitzen. Die meiste Zeit aber haben sie kein Pferd, weil sie es sich vom Nachbar ausleihen müssen. Sie ziehen die schweren Stämme weit hinunter und rollen sie, wo es möglich ist. Dann zerren sie diese mit den Sappinen und starken Stricken wieder weit den gegenüberliegenden Hang hinauf bis zur Schotterstraße. Es ist eine Schinderei, aber sie sind gut aufeinander eingespielt. Während die Brüder und der Vater sägen und fällen, putzt Georg die Äste von den Stämmen und beginnt mit dem Schälen der Rinde. Abends ist er so voll mit Baumharz, dass seine Hände nicht mehr sauber werden.

„Er hat ein gutes G'spür für die Orbeit“, meint die Mutter eines Abends zum Vater, während die Älteren, in der Stube um den Ofen sitzend, Nüsse knacken. Der Vater stopft am Tisch sitzend bedächtig seine Pfeife. Er fährt sich, von der Nasenspitze beginnend, langsam über den Vollbart und murmelt, den Tabakrauch mit schmatzenden Geräuschen einziehend: „Er isch ein guter Arbeiter daheim, des wird er woanders woll a sein. Dünn, sege wohl, aber grad gewachsen und a zaches Mandl.“

Während der Priester die Fürbitten spricht, hebt Georg die kleine Resi auf seinen Schoß und putzt ihr die Nase mit seinem Stofftaschentuch. Seine Hände sind rau von der Kälte. Resis Zöpfe kitzeln ihn in der Nase, unter der ein zarter Flaumbart wächst. Georg selbst hat bloß kurze Stoppeln unter seiner Haube. Seine Haare wachsen seit dem Sommer kratzig nach. Im Frühjahr werden die Burschen von der Mutter immer kahlgeschoren, sie möchte keine Läuse in ihren Betten und hat keine Zeit, sie aus den langen Zöpfen der Mädchen zu ziehen. Sie hatte ihr Weinen satt, wenn sie ihnen die Kopfhaut mit Petroleum einreibt. Der penetrante Geruch lag dann über allem im Haus, sogar über dem scharfen Essig vom Kraut in den Fässern.

Das Sonnenlicht trifft auf die bunten Glasfenster der Kirche und taucht die schwarzgekleideten Frauen in sanftes Gelb und Rot. Die Tage sind schon so kurz geworden, dass jeder Sonnenstrahl kostbar ist. Georg wartet ungeduldig auf den abschließenden Segen und möchte wieder hinaus und heim zur Mutter, die derweil für die Familie kocht. Georg ist immer hungrig. Oft knurrt nachts sein Magen, doch die Speisekammer ist fest versperrt.

Auf dem Weg zum Hof bemerken die vorauslaufenden Kleinen einen fremden Schlitten vor dem Haus. Er ist hoch aufgepackt mit allerlei Werkzeug und Rucksäcken. Obwohl die Neugierde da ist, bleibt man misstrauisch gegenüber Durchziehenden. Einzig der Vater ist nicht überrascht, sondern begrüßt den aus dem Haus tretenden Mann freundlich. Für die Kinder vielleicht sogar zu freundlich. Der Vater ist nicht nur streng zu ihnen, er hat auch kaum etwas für Fremde übrig. Der alte Josef begegnet Auswärtigen mit Misstrauen, Stolz und hartem Ton. Wer nicht hier geboren ist und aufwächst, ist es meist nicht wert. Ihm ist zuwider, wer zu viel plaudert, denn so jemand ist für ihn nicht ernsthaft, nicht gottesfürchtig oder gar ein großspuriger Lügner. Wer hier mit der Erde verwurzelt aufwächst und ihr alles unter schwerstem körperlichem Einsatz entlockt, ist wenig beeindruckt von Worten. Für ihn zählen Körperkraft und Demut vor dem Herrn. Der Viehhändler und der Holzkäufer sprechen viel, wenn sie an seinem Küchentisch sitzen, aber der Vater verkauft selten Tiere, das Holz bringt ihm mehr ein. Eben über diesen Holzhandel ist er auch dem Zimmermann begegnet, der nun winkend neben der Mutter im breiten Holzrahmen der Labntüre lehnt.

Aus der Sicht des historischen Kontextes:

Der Kreislauf des Lebens wird in einem Hochtal auf fast 1.200 Metern Seehöhe in erster Linie von den harten natürlichen Bedingungen bestimmt, dem folgt der tiefe Glaube seiner Bewohner, geprägt durch generationenübergreifende Traditionen und Rituale. Tief verwurzelt werden zwei Mächte nie angezweifelt: die der Kirche und ihrer Vertreter sowie die des Kaiserhauses, dem man mit unbedingter Treue und Verbundenheit zum Großreich Österreich-Ungarn begegnet.

Quelle: vgl. Engelbert Obernosterer, 2010

Kaisertreu an die Front

Georg ist das Gehen gewohnt, weite Strecken musste er schon als kleines Kind zurücklegen. Nun fühlt er sich mit seinem Rucksack fast verwachsen. Er packt ihn wieder und wieder, hängt die Werkzeuge an Schlaufen darüber und bricht auf zum nächsten Hof. Seinem Vater ist er nicht mehr böse, dass er ihn ohne Vorwarnung mit auf die Walz geschickt hat. Die Mutter vermisst er lange und auch die kleine Resi. Sie weint bitterlich, als er den Hof winkend verlässt und läuft ihm und Karel Blecha noch ein weites Stück nach. „Resi, werscht innegen! Kimbt eh woll wieda, da Jirgl!“, schimpft die Mutter. Georgs Lehrherr Blecha stammt aus Böhmen, einem weit entfernten Teil der Monarchie. Obwohl er mit starkem Akzent spricht, versteht er sich mit Georg auf Anhieb gut. Er hat rötliches Haar und helle Haut, die er bei der Arbeit auf den Dachstühlen vor der Sonne schützen muss. Blecha hat immer ein Lied auf den Lippen, pfeift vor sich hin und lacht sehr viel über sich selbst und mit Georg. Solchen Frohsinn kennt er aus seinem Tal nicht. Er ist an viel

Gram und Auszehrung gewöhnt, sodass Blechas schallendes Lachen ihm zunächst unheimlich ist. Doch mit der Zeit eignet Georg sich vorsichtig einen feinen und schlagfertigen Humor an.

Georgs Lehrzeit ist eine Ansammlung von langen Arbeitstagen, an denen er über die Jahre viele tausend Holzstämme schultert und hebt. Wenn er hobelt, steigt ihm der Holzgeruch in seine Nase, wie zu Hause in den Wäldern. Das hilft ihm, seine Wurzeln nicht zu vergessen, obwohl die Heimat und das Hochtal inzwischen weit fort sind und damit auch seine Kindheit. Er wächst zu einem drahtigen und kräftigen Mann heran. Sein Schnauzbart ist dichter geworden, seine Schultern werden breiter. Noch zeigt er kein Interesse für die Mädchen, die ihn auf manchen Höfen bewundernd von unten anstarren, während er hoch oben mit seinem Hammer hantiert. Er hält sich zurück, wenn von den Männern derbe Geschichten erzählt werden oder der Schnaps zur Feier eines fertigen Hauses im Kreis herumgereicht wird. Georgs angeborenes Misstrauen gegenüber der Sünde und Völlerei machen ihn zu einem geschätzten Lehrburschen, der mit wenig auskommt und nicht viel fragt, sondern anpackt. Er betet vor dem Einschlafen leise, wo auch immer er nächtigt. Egal ob das in der Scheune oder einem fremden Bett ist. Oft schlafen die Männer unter freiem Himmel. Georg trägt die kleine Bibel seiner Mutter von Hof zu Hof im Rucksack wie einen Talisman. So folgsam und keusch hat ihn der Vater auch seinem Lehrherrn angepriesen, und so verdient sich Georg sein tägliches Brot, das auswärts viel reichhaltiger ist als er es kennt.

Mit den Jahren reift sein Interesse an der Welt abseits der Berge und der felsigen Grate. Umso schwieriger ist seine Rückkehr auf den Hof nach seiner Lehrzeit. Als der weichende Sohn, wie man die Burschen und jungen Männer

Inhalt

Vorwort von Dr. Georg Lexer	7
Der weichende Sohn	11
Kaisertreu an die Front	22
Das Lazarett	36
Der Abwehrkampf	46
Der erste Sohn	55
Granaten in der Nacht	68
Zwischen Kirchen und Flugzeugen	84
Der Abtransport	100
Die schwarze Sau	107
Den Glauben nie verloren	123
Im Fliegerhorst	139
Die große Aktion	147
Der Vater kommt nicht wieder	153
Zur hohen See	160
Anatomie des Wahnsinns	196
Otilie geht	205
Die Flucht	211
In der Stelzing	238
Epilog von Georg Lexer	259
Danksagung	274
Nachwort der Autorin	275
Exkurse	277
Biografien	280
Quellen und Literatur	286
Kommentar zum Titelbild	291
Ahnenreihe der Familie Lexer	292
Abkürzungsverzeichnis	293
Autor und Autorin	294